



# Unfassbare VERGEBUNG

Wie ich meine Mutter aus  
der Todeszelle holte

Stephen Owens ■ Ken Abraham

BRUNNEN



Stephen Owens | Ken Abraham

# Unfassbare Vergebung

Wie ich meine Mutter  
aus der Todeszelle holte

Originally published in the U.S.A. under the title Set Free  
by B&H Publishing Group, Nashville, Tennessee.  
Copyright © 2013 by Stephen R. Owens with Ken Abraham  
All rights reserved.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: Set Free  
© 2013 Stephen R. Owens mit Ken Abraham  
Veröffentlicht mit Genehmigung von B&H Publishing Group,  
Nashville, Tennessee.

Aus dem Englischen von Angela Klein-Esselborn  
Die Übersetzerin dankt Herrn Bernhard Beckmann, Leiter der Justizvoll-  
zugsanstalt Bautzen, für die wertvollen Informationen, Einblicke und  
Begegnungen in der JVA Bautzen im Januar 2014 im Zuge der Arbeit an  
der vorliegenden Übersetzung.

Lektorat: Konstanze von der Pahlen

Die Bibelstellen sind der Übersetzung Hoffnung für alle® entnommen,  
Copyright © 1983, 1996, 2002 by Biblica, Inc.®. Verwendet mit  
freundlicher Genehmigung von Fontis – Brunnen Basel.



© der deutschen Ausgabe: 2015 Brunnen Verlag Gießen  
www.brunnen-verlag.de

Umschlagfoto: Martin B. Cherry  
Umschlaggestaltung: Olaf Johansson, spoon design  
Satz: DTP Brunnen  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-7655-0925-4

# Prolog

Spitzer Stacheldraht thronte über dem hohen Maschendrahtzaun.

Ich konnte den Blick nicht davon abwenden, als meine Frau Lisa und ich auf das Gelände des Frauengefängnisses von Tennessee bogen.

An der Stirnseite des Gefängnistrakts stand das Verwaltungsgebäude aus rotem Backstein. Den Maschendrahtzaun ausgenommen, sah es aus wie eine gewöhnliche Schule. Doch das freundliche Äußere konnte nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass es sich um ein Hochsicherheitsgefängnis handelte. Hier, hinter Zäunen, Toren und Mauern, lebte meine Mutter.

Seit dem 21. Februar 1986 saß Gaile Kirksey Owens in diesem Gefängnis. Ich hatte sie über dreiundzwanzig Jahre lang nicht gesehen – seit dem Tag, als ich vor Gericht gegen sie ausgesagt hatte. Mit meiner Hilfe konnten die Anklagevertreter sie des Auftragsmords überführen und wegen Anstiftung zum Mord verurteilen. Sie hatte einen Mann dafür bezahlt, meinen Vater umzubringen.

Meine Mutter hatte die Tat zwar unverzüglich gestanden, doch meine Aussage gegen sie hatte wahrscheinlich entscheidend zur Verurteilung beigetragen – auch wenn ich damals erst zwölf Jahre alt gewesen war.

An einem grässlichen Abend kurz nach dem Valentinstag 1985 hatte ich meinen Vater gefunden. Mit dem Gesicht nach unten und blutig geschlagenem Kopf lag er reglos auf dem Boden unseres Wohnzimmers. Er war mit einem Montiereisen halb totgeschlagen worden – von einem Mann, dessen grausames Verbrechen seinen Ursprung im Kopf und Herzen meiner eigenen Mutter gehabt hatte.

Wenige Stunden später starb mein Vater. Mutter und ihr Mit-

täter wurden im Verlauf der darauffolgenden Woche festgenommen und angeklagt.

Von da an hatte ich fast ein Vierteljahrhundert lang nichts mehr mit ihr zu tun. Ich besuchte sie nicht, sprach selten mit ihr und schrieb ihr erstmals nach der Geburt meines ersten Kindes. Ich wusste zwar, dass meine Mutter im Gefängnis saß, doch aufgrund meines Zorns und meiner Bitterkeit kannte ich ihren genauen Aufenthaltsort nicht. Er kümmerte mich auch nicht. Nicht dass es schwierig gewesen wäre, sie ausfindig zu machen. Seit sie verurteilt und ins Frauengefängnis überstellt worden war, hatte Mutter die ganze Zeit in derselben Haftanstalt im Todestrakt gelebt. Als erste Frau seit über 189 Jahren sollte sie im Bundesstaat Tennessee hingerichtet werden.

Als wir nun an diesem Augusttag im Jahr 2009 auf das Gefängnis zur Zuführung, traten mir trotz Klimaanlage Schweißperlen auf die Stirn.

Was sollte ich ihr sagen? Was sagt ein Sohn als Erstes zu seiner Mutter, die seinen Vater gewaltsam hat umbringen lassen? Würde ich ihr ins Gesicht sehen können? Wie würde sie auf mich reagieren?

Kräfte, die viel größer waren als meine eigenen Pläne oder Wünsche, hatten meine Wege zu diesem Gefängnis gelenkt. Seit über einem Jahr hatte ich gewusst, dass dieser Schritt unausweichlich war. Er musste sein. Ich musste meine Mutter dort besuchen. Es war nicht mein Wille. Durch Umstände und Situationen in meinem Leben hatte Gott mich darauf vorbereitet und unaufhaltsam zu diesem Gefängnis geführt. Nachdrücklich hatte er zu mir gesagt: „Jetzt bist du genau da, wo ich dich haben wollte. Und du weißt, was jetzt zu tun ist.“

Wie hätte ich eine derart gezielte Anweisung ignorieren oder versuchen können, sie zu umgehen? Diese Begegnung konnte ich nicht weiter aufschieben.

# Kapitel 1

## Mord in Memphis

Ich hätte wissen müssen, dass irgendetwas nicht stimmte, als Mutter meinem jüngeren Bruder Brian und mir mitteilte, dass wir am Sonntag nach der Kirche bei Tante Carolyn einen Spieleabend machen würden. Am Sonntagabend? „Dürfen wir nicht mit Papa mitgehen? Bitte, Mama“, bettelte ich.

„Au ja, wir wollen bei Papa bleiben“, stimmte Brian ein. „Bitte, Mama. Dürfen wir?“

Wenn wir als Familie nach dem Abendgottesdienst nicht gleich nach Hause gingen, blieben Brian und ich oft noch mit unserem Vater in der Sporthalle auf dem Kirchengelände, wo Papa das Basketballteam unserer Gemeinde trainierte. Mit acht und zwölf Jahren hielten Brian und ich Papa für einen echten Helden. Wir waren unheimlich gern mit ihm zusammen, vor allem, wenn er Basketball spielte oder trainierte.

Doch am Abend des 17. Februar 1985, einem Sonntag, beharrte Mutter darauf, dass wir zu Tante Carolyn gingen, die etwa zwei Häuserblocks von unserer Gemeinde entfernt wohnte, und bei ihr Brettspiele machten. Das war einfach nicht logisch. Fast als wollte Mama nicht, dass wir nach Hause gingen.

Wir aßen eine Kleinigkeit zu Abend, spielten ein paar Stunden lang und fuhren gegen 22.30 Uhr von Tante Carolyn los. Unser zweistöckiges Haus in Bartlett, einem Vorort von Memphis, stand auf einem Eckgrundstück in einem friedlichen, ruhigen Wohngebiet und war gesäumt von großen Eichen. Selbst spät-abends fühlte man sich dort sicher. Doch als wir kurz vor 23 Uhr in unsere Auffahrt bogen, sah ich, dass die Fahrertür von Papas Honda offen stand und die Innenbeleuchtung brannte. Sehr

merkwürdig. Papas Sportsakko und seine Krawatte lagen noch über der Sitzlehne, als wäre er eben ins Haus gegangen und würde gleich wiederkommen. Auch das war ungewöhnlich. Papa achtete auf seine Kleidung und hätte niemals sein gutes Sportsakko verknauscht im Auto liegen lassen.

Kaum hatte Mama ihren Wagen in der Auffahrt hinter Papas Honda abgestellt, sprang ich heraus und schloss Papas Autotür, ganz so, wie er es sich von mir gewünscht hätte. Als ich hinters Haus ging, stellte ich fest, dass die große schmiedeeiserne Tür zu unserer Küche nicht abgeschlossen war. Sie war angelehnt, der Schlüssel steckte noch im Schloss.

Ich stieß die Tür auf und ging hinein. Schockiert betrat ich die Küche. Was für ein Durcheinander! Die Stühle lagen umgeworfen um den Küchentisch auf dem Boden. Papas gelbe Puma-Sporttasche sah aus, als sei sie über den Küchentisch geschleudert worden. Ihr Inhalt lag verstreut herum. Etwas Rotes – etwas, das aussah wie Blut – war an Wand und Fußboden gespritzt und geschmiert.

Im Wohnzimmer brannte gedimmtes Licht. Also wandte ich mich um, ging an der Waschküche vorbei, durchquerte die Küche und betrat ahnungslos das Wohnzimmer.

Der Anblick, der mich dort erwartete, wird mich mein Leben lang verfolgen.

In der Nähe des Kamins lag – mit dem Gesicht auf dem Boden, den Kopf von mir abgewandt – mein Papa. Erst dachte ich, er schliefe vielleicht, denn manchmal, nach einem anstrengenden Training, nickte Papa vor dem Fernseher auf dem Boden ein. Also schlich ich behutsam zu ihm. Ich betrachtete ihn aufmerksam, rüttelte ihn sachte und drehte ihn um. Da entdeckte ich das Blut, das den beigefarbenen Teppich vor dem Kamin bereits durchtränkte. Ich sah mir Papas Kopf genauer an. Ganz offensichtlich hatte es einen Kampf gegeben. Seine Nase war schief, Kopf und Gesicht waren blutig geschlagen. Auf einmal drangen grässliche

Laute aus Papas Kehle. Auch mit meinen zwölf Jahren begriff ich, dass mein Held mit dem Tod rang.

Vor Angst wie gelähmt, fiel mir nichts anderes ein als zu schreien.

Als Mama, die zur Tür geeilt war, den grotesken Anblick sah, schrie sie ebenfalls. „Er ist erschossen worden!“, wimmerte sie. Instinktiv zog sie Brian an sich und ließ ihn nicht ins Wohnzimmer. „Stephen, komm da raus“, rief sie mir von der Tür aus zu. „Los, komm! Wir müssen hier raus.“

Damals war ich natürlich zu entsetzt, um logisch zu denken, aber später verwirrte mich Mamas Reaktion doch. Erschossen? Wie kam Mutter darauf, dass Papa erschossen worden war? Es gab keinen Hinweis auf eine Schusswaffe. Da lagen keine Patronenhülsen, keine Patronen, keine Waffe auf dem Boden. *Erschossen?*

Rasch schob Mama Brian und mich durch den Hinterausgang zum Nachbarhaus, wo sie die Polizei und einen Krankenwagen rief. Wenige Minuten später traf Hilfe ein, doch die schweren Verletzungen durch die zahlreichen Schläge auf Kopf und Gesicht waren zu schlimm für Papas Körper. Er war noch immer bewusstlos und atmete kaum, als der Krankenwagen mit Sirene aus unserer Auffahrt Richtung Krankenhaus brauste.

Eine Autopsie ergab später, dass Papa mit einem stumpfen Gegenstand, vermutlich einem Montiereisen, erschlagen worden war, mit mindestens einundzwanzig Schlägen auf den Kopf. Sie waren so heftig, dass sie Papa mit dem Gesicht zu Boden geschmettert, seinen Kopf zertrümmert und Knochensplinter in sein Gehirn getrieben hatten.

Offenbar hatte Papa wacker gekämpft. Polizeiermittler fanden später heraus, dass der Täter sich im Schuppen versteckt und Papa von hinten angegriffen hatte, als er die Haustür aufschloss. Gewaltsam gelang es dem Angreifer, den Kampfschauplatz ins Haus zu verlegen. Der Kampf setzte sich um den Treppenaufgang

herum bis ins Wohnzimmer fort, doch die heftigen Schläge überwältigten Papa und er ging zu Boden. Wie die Polizei herausfand, schlug der Angreifer Papa selbst dann noch ins Gesicht und gegen den Kopf, als er schon vollkommen wehrlos und kampfunfähig am Boden lag. Die Gerichtsmedizin entdeckte Papas eigene Haarsträhnen zwischen seinen Fingern und fand heraus, dass seine Hände beträchtliche Verletzungen davongetragen hatten. Das deutete darauf hin, dass er versucht hatte, seinen Kopf zu schützen, als er mit dem Montiereisen geprügelt wurde. Der Wahnsinnige, der diese grässliche Tat verübt hatte, war gnadenlos vorgegangen.

Brian und ich blieben bei den Nachbarn, während Mama ins Krankenhaus fuhr, um bei Papa zu sein und die Fragen der Polizei zu beantworten. Gegen drei Uhr früh wurden Brian und ich zu Tochter und Schwiegersohn des Pastors gebracht, während die Polizei unser Haus und die Umgebung nach Hinweisen durchkämmte. Als die Sonne aufging, setzte sie ihre Ermittlungen fort, ordnete schließlich auch eine Durchsuchung von Papas Arbeitszimmer an und befragte zahlreiche Freunde, Mitarbeiter und Geschäftsfreunde unserer Familie.

Am nächsten Tag gingen mein Bruder und ich nicht zur Schule. Wir machten uns schreckliche Sorgen um unseren Papa. Am späteren Vormittag versammelten Mama und Jimmy Greer, unser Pastor, Brian, mich und andere Verwandte um sich und teilten uns mit, dass Papa es nicht geschafft hatte. Um 2.40 Uhr früh, knapp vier Stunden, nachdem ich ihn auf dem Fußboden entdeckt hatte, war Papa gestorben. Trauer überwältigte mich. Mein Vater, mein Ratgeber, mein bester Freund, mein Held war tot.

Die nächsten Tage, die wie Nebelschwaden dahinglitten, galten den Vorbereitungen für die Beisetzung. Mama wirkte verstört, düster und traurig, was jeder normal fand, vor allem ich. Wer wäre denn nicht bestürzt, wenn jemand aus der Familie ermordet worden wäre – ohne ersichtlichen Grund? Aus unserem Haus

schien nichts abhandengekommen zu sein, was dafür sprach, dass der Angreifer nicht auf Beute aus gewesen war. Warum sollte jemand unserem Papa etwas antun? Und wenn Papa zum Opfer geworden war, waren dann andere Familienmitglieder oder Nachbarn noch sicher?

An Mamas Gebaren oder Handeln fiel mir nichts Ungewöhnliches auf. Ich betrat zwar das Wohnzimmer nicht mehr, bekam aber mit, dass der Teppichboden herausgerissen worden war. Jetzt lag der blanke Beton offen da. Rasch verließen wir das Haus, und ich kann mich nicht entsinnen, jemals dorthin zurückgekehrt zu sein. Wir trauerten zutiefst und waren am Boden zerstört. Gemeindemitglieder, die uns um jeden Preis beschützen wollten, trösteten uns. Mir kam nicht im Entferntesten in den Sinn, dass meine Mutter etwas mit dem Tod meines Vaters zu tun haben könnte.

Am Freitag darauf ging ich zu einem Freund, bei dem ich übernachten sollte. Kaum war ich da, kamen Verwandte vorbei und unterhielten sich gedämpft mit der Mutter meines Freundes. Ich durfte nicht über Nacht bleiben. Stattdessen nahmen sie mich mit zu Tante Carolyn.

Dort merkte ich schnell, dass etwas Ernstes in der Luft lag. Tante Carolyn und Pastor Greer ließen Brian und mich Platz nehmen und brachten uns so taktvoll wie möglich bei: „Eure Mutter ist festgenommen worden.“ Behutsam erklärten sie, dass sie wahrscheinlich irgendwie mit dem Mord an meinem Vater zu tun hatte.

„Nein!“, schrie ich. Das konnte nicht sein. Irgendwer hatte einen fürchterlichen Fehler gemacht. Meine Mutter liebte doch meinen Papa!

Der grässliche Albtraum schien immer schlimmer zu werden.

## Kapitel 9

# Leben im Bau

Nach der Urteilsverkündung wurde Mutter erst wieder ins Gefängnis von Shelby County gebracht, kurz später ins *Tennessee Prison for Women* (TPW) verlegt, einem Hochsicherheitsgefängnis für Frauen am Stadtrand von Nashville. Anfangs wusste Mutter nicht, was sie im Frauengefängnis erwartete. Da sie wegen Urkundenfälschung einst sechzig Tage eingesperrt hatte, kannte sich Mutter mit den abstoßenden Seiten des Gefängnislebens schon etwas aus. Doch das TPW war eine andere Welt. Das war ein echtes Gefängnis, eine Strafanstalt.

Mutter zitterte vor Angst, als sie aus dem Bus stieg. Ernst dreinschauende, bewaffnete Wärterinnen mit braunen Uniformhosen und kakifarbenen Hemden nahmen sie in Empfang. Mit regloser Miene schickten sie sie durch eine Tür, wo Mutter eine Gitterwand aus Stahl sah. Hinter den Gittern starrten sie Insassinnen und Vollzugsbeamtinnen an, als wäre sie ein wildes Tier. Sie hatten von der Ankunft der Gefangenen gehört, die zur Todesstrafe verurteilt war – die erste und einzige Insassin des TPW mit Todesstrafe. Alle waren neugierig, wie Mutter aussah. Offenbar hatten sie eine gestörte Irre erwartet, ein hasserfülltes Ungeheuer. Als die Gefängnisleiterin den Tumult sah, eilte sie den Gang entlang und schrie die Gaffer an:

„Was soll das hier? Sie ist *einfach* nur eine Frau. Los, zurück an die Arbeit.“ Sie wartete, bis die Menge sich aufgelöst hatte. Mit hartem Gesichtsausdruck, doch in etwas sanfterem Ton sagte sie zu Mutter: „Tut mir leid, das hätte nicht passieren dürfen. Alles okay bei Ihnen?“

Mutter nickte und erwiderte ein leises Ja.

Trotz dieser Freundlichkeit galten auch für Mutter strenge Regeln. Sie wurde ins Innere des Gefängnisses geführt, einer Leibesvisitation unterzogen und mit Gefängnis- und Unterwäsche ausgestattet. Für eine äußerst sittsame Christin, die als Heranwachsende selten in gemischten Gruppen einen Badeanzug getragen hatte, war es erniedrigend und demütigend, nackt vor den Angestellten zu stehen, sich von den Wärterinnen auf Schmuggelware untersuchen und abtasten zu lassen sowie Impfungen gespritzt zu bekommen. Mutter bewegte sich wie unter Schock. Nach der Erfassung wurde sie in den Aufnahmeraum geführt und schlurfte dann mühsam in den Einzelhaftstraum, da man ihr an Händen und Füßen Fesseln angelegt hatte.

Mutter hatte keine Ahnung gehabt, dass sie allein untergebracht würde, dreiundzwanzig von vierundzwanzig Stunden total isoliert verbringen musste. Ihr Zimmer war eine Zelle von etwa 2,40 mal 3 Metern mit Wänden aus Betonblöcken, einem vergitterten Fenster, einer Toiletten-Waschtisch-Kombination und einem Einzelbett an der Wand. Ihr Essen bekam sie durch eine Klappe von etwa zehn mal dreißig Zentimetern in der massiven Stahltür. Das sollte nun also ihr Zuhause sein bis zu ihrer Hinrichtung. Eine Stunde am Tag gestand man ihr für Bewegung, eine Dusche und, wenn es sich ergab, Telefongespräche zu.

Zahlreiche andere Frauen im TPW waren zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt, etliche ohne Haftaussetzung. Doch über eine Reihe von Jahren war Mutter die einzige Frau im Todesstrakt. Da das Gefängnis keinen abgetrennten Todesstrakt hatte, kam Mutter in Isolationshaft.

Vom ersten Tag an sagte Brett Stein, einer von Mutters Anwälten, der nicht einmal dreißig Tage vor dem Prozess einen der Pflichtverteidiger abgelöst hatte, zu meiner Mutter: „Keine Sorge, Gaile, wir wandeln das Urteil schon um. Wir kriegen das hin.“

Sie hatte keine Ahnung, was er damit meinte oder was man bei einer Todesstrafe „hinkriegen“ konnte. Trotzdem hielt Mutter

täglich Ausschau nach ihren Anwälten oder einem Brief, nach irgendeiner Botschaft der Hoffnung. Doch es kam nichts.

Nach etwa acht Monaten Haft fand Mutter sich damit ab, dass sich nichts ändern würde; sie würde genau so weiterleben bis zu dem Tag ihres Todes.

Wenn sie ein Telefon benutzen durfte, rief sie ihre Schwester Carolyn an und sprach auch manchmal mit Brian und mir. Doch bald schon teilte Tante Carolyn meiner Mutter mit, dass wir nicht mehr mit ihr reden wollten. Gelegentlich erhielt Mutter Nachrichten von ihrem Vater, doch ging es eher um Kleinkram, den er von Tante Carolyn aufgeschnappt hatte. Der einzige Kontakt, den Mutter sonst noch zu unseren Verwandten hatte, war unsere Cousine Thelma.

Die liebevolle und freundliche Thelma hielt Mama auf dem Laufenden über Brian und mich. Sie sagte aber auch unmissverständlich, dass Mutter sich kaum Hoffnungen machen sollte, uns zu sehen. Mama gab nicht auf, akzeptierte das jedoch als ihre neue Wirklichkeit.

Enttäuscht betete Mutter: „Gott, wenn du mich wirklich liebst, warum lässt du mich nicht wenigstens meine Söhne sehen und ihnen sagen, dass ich sie liebe?“ Mit der Zeit änderte sich ihr Gebet: „Herr, lass mich sie wenigstens ein Mal sehen. Das ist alles, worum ich dich bitte.“ Beinahe instinktiv wusste Mutter, dass sie sich an diese Hoffnung klammern musste. Wenn sie die Hoffnung aufgeben würde, ihre Söhne wiederzusehen, würde sie keinen Grund mehr zum Leben haben.

Mutter quälte sich mit der Frage herum: „Werde ich je wieder geliebt?“ Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ein anderer Mensch sie lieben könnte, wo sie sich doch selbst nicht liebte. In den langen, einsamen Stunden hatte Mutter Zeit im Überfluss. Also fing sie an, in der Bibel zu lesen. Sie hatte sich als Kind zu Jesus Christus bekehrt, jedoch keine stabile Beziehung zu ihm gepflegt. Zum größten Teil bestand ihre Religiosität aus Gesetz-

lichkeit: Wenn du dies und jenes tust, dann ist alles in Ordnung. Tust du es nicht, wirst du schon ernten, was du gesät hast.

Nach etwa einem Jahr Haft ließ die Betäubung nach, die Realität übernahm das Ruder, und Mutter begann zu weinen. Mittlerweile hatte sie gelernt, dass Tränen im Gefängnis gefährlich sein konnten, denn sie zeigten, wie verletzlich man war. Doch sosehr meine Mutter sich auch bemühte, ihre Tränen ließen sich nicht zurückhalten.

Eines Morgens wachte Mutter auf und musste weinen und weinen. Fast acht Stunden lang weinte sie ununterbrochen. Auf dem Boden liegend, bat sie Gott laut um Vergebung. Dadurch änderte sich zwar nichts an den äußeren Umständen, doch für Mutter war das ein Wendepunkt. Sie wusste, dass sie Vater nicht wieder zurückholen oder alles in Ordnung bringen konnte, doch glaubte Mutter, dass Gott ihr vergeben habe. Sie hatte zwar kaum Hoffnung, jemals aus der Haft entlassen zu werden, und keine Gewissheit, mich oder Brian je wiederzusehen, doch zumindest wusste Mutter jetzt, dass sie nach ihrem Tod – ihrer Hinrichtung – in den Himmel kam.

Ab 1987 machte sie Büroarbeiten in der Kammer für die persönliche Habe, während zwei andere Inhaftierte die Regale einräumten. Abgesehen von den Gefängnisangestellten waren die beiden Mitgefangenen die ersten und einzigen menschlichen Kontakte, die Mutter seit fast einem Jahr hatte.

Dank einer Ausnahmeregelung durfte Mutter schließlich zu den anderen Inhaftierten. Mama lebte auf und wurde zu einer zuverlässigen „Betriebsangehörigen“, die Schreibarbeiten verrichtete. Zum ersten Mal kam sie damals mit einem Computer in Berührung und lernte mit Feuereifer Neues.

Zehn Jahre lang bewegte sich Mutter ganz ungezwungen unter den Mitgefangenen und wurde ein ruhiger, verlässlicher „Liebling“ von Angestellten und Inhaftierten gleichermaßen. Sie wurde in den „Häftlingsbeirat“ gewählt und hatte einmal im Monat ein Treffen

mit den Gefängnisangestellten, wo sie für ihre Mitgefangenen sprach. Außerdem gehörte Mutter dem Beschwerdeausschuss an. Den Posten bekam sie auf Ernennung durch die Inhaftierten und Auswahl durch Angestellte.

Mutter hätte zwar Besuch bekommen dürfen, doch empfing sie nur wenig. Die Einzigen, die sie hätte sehen wollen, war ihre Familie, doch von uns tauchte nie jemand auf. Pastor Greer besuchte Mutter ein Mal, nachdem sie schon über ein Jahr inhaftiert war. Die meisten Besucher auf Mutters Liste waren ältere Menschen. Andere ermutigte sie nicht zu einem Besuch.

Lange Zeit mied Mutter die Gottesdienste in der Gefängnis-kapelle. Sie hatte mitbekommen, dass „Gefängnisreligion“ verpönt war. Andererseits sehnte sie sich nach der Gemeinschaft, die sie einst in Kirchenkreisen genossen hatte. Mutter lernte Linda Knott kennen, eine ältere Frau, die schon seit Jahren ehrenamtlich im Gefängnis arbeitete und sowohl von den Angestellten wie auch von den Inhaftierten geachtet wurde. Linda erzählte ihr vom Bibelkreis „MasterLife“, und Mutter erklärte sich bereit, daran teilzunehmen.

Einige der Christen, die regelmäßige Besuche im Gefängnis machten und dem Bibelkreis angehörten, kamen aus den Baptisten-Gemeinden in der Umgebung. Sie alle führten einen aktiven Besuchsdienst im TPW durch. Mutter entschloss sich, sich einer der Gemeinden anzuschließen, auch wenn sie davon ausging, den Gottesdienstraum nie persönlich betreten zu können.

Mutter war zwar mit zwölf Jahren getauft worden, doch als sich ihr Berufungsprozess dem Ende zuneigte und ihr die Hinrichtung drohte, hatte sie das Bedürfnis, sich im Gefängnis erneut taufen zu lassen. Ein Ehrenamtlicher, der an Mutters Taufe in der Gefängnis-kapelle mitwirkte, war schon fast zehn Jahre bei MasterLife dabei. Er hieß Steve Wilson. Die Wärter beaufsichtigten die Taufen, denn sogar der Wasserschlauch galt als erstklassiges Hilfsmittel für einen Ausbruchsversuch oder sonst eine boshafte Absicht.

Im Gegensatz zu den landläufigen Vorstellungen vom Leben „im Bau“ bekam Mutter nur relativ selten Gewaltausbrüche mit. Einmal bewarf eine Mitgefangene eine andere Frau mit einer Flasche scharfer Sauce. Die Flasche zerbarst, und die Scherben bereiteten den Aufsehern große Sorge, da sie als Waffen eingesetzt werden konnten. Doch waren sie schnell beiseitegeräumt, und das Leben ging weiter.

Mama wurde nicht nur eine Vorzeige-Gefangene, sondern eine der beliebtesten Insassinnen der gesamten Einrichtung. Sie war dafür bekannt, dass sie den jüngeren Frauen beim Eingewöhnen half und bei den Älteren schlichtete, wenn es Schwierigkeiten gab. Als Mama ins TPW kam, lag das Durchschnittsalter der Inhaftierten bei 32 Jahren. Im Laufe der Jahre sank das Alter der Neuankömmlinge drastisch; viele waren unter 25. Auch weibliche Jugendliche wurden inhaftiert, wobei sie unter Einschluss standen und von den übrigen Inhaftierten isoliert einsaßen, bis sie achtzehn wurden. Dann wurden sie auf ihre Mitgefangenen losgelassen. Wenn die Teenager bei ihrer Inhaftierung noch nicht wütend waren, dann waren sie es auf jeden Fall nach ein, zwei Jahren Isolationshaft – und dann gerieten sie unter die Wölfe.

Mama betreute und ermutigte viele junge Inhaftierte.

„Ich stehe das hier nicht durch.“

„Wie lange hast du denn bekommen, Süße?“, fragte Mama.

„Zwei Jahre.“

„Zwei Jahre? Die sind doch im Handumdrehen um.“

„Miss Gaile, wie lange sind Sie denn schon hier?“

„Zehn Jahre ... fünfzehn Jahre ... zwanzig Jahre ...“

Mama hatte die Haltung: Die Haftzeit ist das, was man daraus macht. Und sie wollte sie produktiv gestalten. Sie lebte jeden Tag in der Hoffnung, sie werde entweder irgendwann aus dem Gefängnis entlassen oder vom TPW aus direkt in den Himmel kommen. Mit der ihr drohenden Todesstrafe hätte sie leicht in eine „alles egal“-Haltung verfallen können, doch Mutter kämpfte

dagegen an. Selbst wenn es nicht so lief, wie sie es sich vorgestellt hatte, hütete sie ihre Zunge.

„Warum sagst du ihnen nicht mal richtig die Meinung?“, fragten manche Mitgefangene. „Was hast du denn zu verlieren?“ Was spielte es für eine Rolle, wenn sie sowieso sterben würde? Doch für Mutter spielte es eine Rolle. Und auch wenn sie das damals noch nicht wusste: Gott hatte vor, aus ihrem Leben noch etwas zu machen.

Eine der lebensverändernden und lebensrettenden Verbindungen, die Mutter im Gefängnis herstellte, war die zu Pat Williams, die sie 1998 kennenlernte. Pat und ihr Mann Gene kamen jeden Sonntagabend ins Frauengefängnis und leiteten die Bibelgruppe. Anfangs konnte Mama „die Frau, die andauernd weinte“ kaum ertragen. Pat hatte bei den Bibelstunden tatsächlich häufig Tränen in den Augen, weil sie so viel Mitgefühl für die Inhaftierten empfand. Jedes Mal, wenn eine Frau etwas aus ihrer Vergangenheit erzählte, heulte Pat wie ein kleines Kind. Mama hatte darauf überhaupt keine Lust.

Pat ihrerseits fiel auf, wie viel Respekt und Wertschätzung die anderen Inhaftierten Mutter entgegenbrachten. Wenn die anderen Frauen in den Bibelstunden etwas beitrugen, sahen sie sogar zu Mutter hinüber, ob sie mit dem Gesagten einverstanden war.

Pat merkte, dass Mutter auch bei den Ehrenamtlichen beliebt war. Selbst die Gefängniswärter und sonstigen Mitarbeiter schätzten sie. Die Vollzugsbeamten, mit denen Mutter arbeitete, verließen sich auf Mutter und fragten sie in Gefängnisangelegenheiten oft nach ihrer Meinung oder um Rat. Doch selten forderten sie Mutters Unmut heraus, indem sie die Treffen mit Pat und Gene unterbrachen.

Nach zehn Jahren mit den anderen Inhaftierten wurde Mutter aufgrund einer Verwaltungsänderung von 2002 wieder zurück in die abgesonderte, isolierte Einzelhaft verlegt. Sie geriet in einen Sog nach unten und wandte sich eine Weile sogar von ihrer

Freundin Pat ab. Mama war wütend, verletzt und fühlte sich verlassen. Aufgrund einer besonderen Vergünstigung durfte sie aber den vollkommen isolierten Bereich verlassen, einen Job ausüben und mit anderen Insassinnen ihrer Einheit Umgang haben.

Einmal wollte Pat meine Mutter aufmuntern und sagte: „Wenn du hier herauskommst, kannst du bei uns wohnen.“ Pats Mann Gene griff die Idee auf. „Ich habe heute in deinem Zimmer Staub gesaugt. Ich freue mich wirklich darauf, wenn du aus dem Gefängnis kommst und selbst staubsaugen kannst.“

Genau wie Gene glaubte Pat, dass Mutter eines Tages entlassen würde. Davon war sie umso mehr überzeugt, als sie eines Abends das Gefängnis verließ, kurz nachdem der Oberste Gerichtshof abgelehnt hatte, sich mit Mutters Fall zu befassen. Es war ein sternenklarer Abend. Pat hatte Mutter besucht. Als sie aus dem Gebäudekomplex trat, blickte sie auf zum Himmel und fragte: „Gott, was für eine Hoffnung kann ich Gaile schenken? Was soll ich ihr sagen? Welche Botschaft hast du für Gaile, wenn es drauf ankommt?“

Pat war überzeugt, der Herr habe ihr geantwortet: „Ein Tag nach dem anderen, alles ist in meiner Hand.“ Das war seine Botschaft für Mutter.

Als Pat das nächste Mal meine Mutter besuchte, erzählte sie ihr von Gottes Botschaft. Doch anstatt sich davon trösten zu lassen, wurde Mutter zornig – nicht auf Pat, sondern auf Gott. „Ja, ganz genau. In seiner Hand – auf einer Bahre.“

Mutter ging zurück in ihre Zelle, konnte jedoch nicht abschütteln, was Pat ihr gesagt hatte. Sie respektierte Pats geistliche Erkenntnisse. Ob Mutter das Wort nun annahm oder nicht, sie wusste, es war authentisch.

Mutter betete: „Wenn du willst, dass ich in deiner Hand bleibe, musst du Pat dazu bringen, mir auch dabei zu helfen.“

Für Gene und Pat war das kein Problem. Sie hatten Mutter bereits zugesagt, bei ihr zu bleiben bis zum Ende – entweder zum

Ende der Haftstrafe oder zum Ende des Lebens. Beim Gespräch über die mögliche Hinrichtung hatte Pat zu Mutter gesagt: „Ich werde bei dir sein, komme was da wolle.“

Als Mutter wieder in ihre Isolation zurückkehrte, malte sie sich den Hinrichtungsraum aus. Vor ihrem geistigen Auge sah sie den Raum mit den ringsum versiegelten Scheiben aus besonders dickem Sicherheitsglas. Und mit dem zugezogenen Vorhang, der für die Zuschauer der Hinrichtungen aufgezogen wurde. Sie fand es unerträglich, sich ihre Freundin vorzustellen, wie sie ihr hinter der Scheibe beim Sterben zusah. *Pat darf das nicht sehen*, dachte sie. *Niemand soll da zusehen. Der Vorhang soll geschlossen bleiben, wenn ich sterbe.*

Als Mutters Hoffnungen beinahe am Nullpunkt angelangt waren, verletzte sie Pat zutiefst, um sie vor dem Schmerz über ihren bevorstehenden Tod zu schützen. Mama sagte, Pat solle sie nie wieder besuchen. Sie hatte das starke Gefühl, ihre Zeit im TPW laufe ab, und sie wollte nicht, dass Pat da durchmusste. Beinahe instinktiv wusste Mutter, dass Pat sie nicht im Stich lassen würde. Pat hatte ihr immerhin versprochen, bis zum Ende bei ihr zu bleiben – selbst wenn das Ende die Hinrichtung war. „Warum will sie sich das antun?“, fragte sich Mutter. Die einzige Möglichkeit, Pat die Schmerzen zu ersparen, war also, sie zu verprellen. Also schrieb sie ihr einen ziemlich schroffen Brief: „Du brauchst mich nicht mehr zu besuchen. Bitte komm nicht mehr her.“

Als Pat den Brief las, war sie nicht nur verletzt, sondern auch wütend. „Ich habe doch über all die Jahre nicht meine Zeit verschwendet“, sagte sie zu Gene.

Trotzdem hielt sich Pat zögerlich zurück. Mehrere Wochen lang versuchte sie, Mutter nicht zu besuchen. Sie und Gene besuchten andere Frauen und Mädchen im Gefängnis, hielten sich aber an Mutters Bitte. Doch Pat fühlte sich elend damit. Ein paar Wochen später hatte Gene ein Meeting im Gefängnis. Daher schaute er ohne Pats Wissen bei Mutter vorbei. „Gaile, das tut

Pat nicht gut“, sagte er. „Denk doch bitte noch mal darüber nach, ob sie dich besuchen darf.“

Mama gab nach. „Na gut“, sagte sie. „Wenn sie kommen möchte, kann sie kommen.“

Also nahm Pat ihre regelmäßigen Besuche bei Mutter wieder auf. Sie war bei ihr, als es sonst niemand war, ermutigte sie, betete für sie.

„Wenn Pat nicht gewesen wäre“, beteuerte Mutter später, „hätte ich mich womöglich umgebracht.“

Natürlich wusste ich all die Jahre nichts von Mutters Lebensumständen im Gefängnis. Damals war mir auch nichts so egal wie die Frage, ob sie noch lebte oder nicht.